

(Nachdruck verboten.)

83]

Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hillern.

„Gehst's denn gar nie aus, lieber Gott?“ fragt sie. „Wär' dös nit g'nug?“ sie blickt auf den todten Bruder. Aber — Sebald's Sterben kam von Gott, der es so fügte, und Engel standen ihm bei, — was jetzt naht, sie fühlt es, das ist mit bösen Mächten in Zusammenhang, und vor denen schaudert ihr! —

Da plötzlich zerreißt die Spannung, und es ist, als zerrißen ihr alle Nerven mit, — ein Schuß vom Dorf her. — „Steub, Steub, wach auf!“

Der Bursche fährt schlaftrunken empor.

„Siehst scho wieder was?“

„Nein, aber 'n Schuß hab' i g'hört!“

„O mei, da werden i' oft schiass'n in der Nacht, d' Jager oder d' Wilberer.“

Wiltraud horcht — „Gott sei Dank, Gebetläuten!“ Sie faltet die Hände und betet den englischen Gruß. Aber dann steht sie: „Geh, lieber Steub — i bitt' Dich, geh' ins Dorf und sieh nach, was g'schehen ist. I weiß nit, warum mich grad d' er Schuß so ängstigt!“

„Nei, weil D' heut nit thust als aufpassen, ob nit Gränlich's passiert. 's ist Dir ja nit zum in übelnehmen, arme Haut. Wenn ma so was durchg'macht hat, wie Du heut!“

„Steub — i bitt' Dich!“

„Ja, ja, i thu' Dir ja den G'fallen,“ sagt der Bursche, dehnt und streckt sich ein paar Mal und macht sich auf den Weg. „Wann i nur wüßt, wo i hingehen müaßt, i la doch nit jedem Wilberer nachrenna?“

„Im Dorf war's, im Dorf, Steub. I kenn's g'nau, a dumpfer Knall war's — nit wie a Waid'schuß.“ Wieder horcht sie. „Heil'ger Gott, da springen Leut' auf der Straß' unten 'm Dorf zu — hörst's nit?“

„Ja, er hört's auch. „Und g'schwind lausen i!““

„Denen nach —! Nur gleich —!“ schreit Wiltraud.

„Dös gilt dem Habermeister!“

Jetzt ist Leben in Steub gekommen, wie der Blitz ist er auf und davon und hinter den Männern drein. Es sind richtig Genossen. „He, wohin?“ ruft er. „Nehmt mich mit.“ „'s ist kei Zeit zu verlieren,“ — geben die zurück, ohne anzuhalten.

„Wo kommt's denn her?“ fragt Steub, als er sie endlich einholt, — im Lauffschritt neben ihnen hintreibend.

„Von der Wasserscheid. Der Poschinger war 'n Augenblick dort — und hat sich heimlich vom Knecht den Stutzen scharf laden lass'n und der Esel hat's erst g'sagt, wie er fort war, wir fürchten, er stellt was an.“

Dem Steub schwindelt vor Entsetzen. So sollte Wiltraud doch recht haben?

Da jaust auch schon ein Fuhrwerk an ihnen vorüber. „Habt's den Tenner von Kochel nit g'sehen?“ rufen die Darinsitzenden heraus.

„Nein, wir suchen ihn selber — was ist's mit ihm?“

„Er hat sein'n Sohn erdrosselt —“ und weiter jaust das Fuhrwerk.

Einen Augenblick stehen alle wie gelähmt — das war mehr, als selbst Männer ertragen können. — Tenner, der Edelste, Beste unter ihnen! Was sind denn sie alle, wenn ihr Bester ein Mörder ist? — Die Erde schwanke unter ihren Füßen, keiner kann ein Wort sprechen. — Nur ein Gedanke, eine Frage liegt auf aller Lippen: Wie muß es dem Mann gemacht worden sein, was muß d' er gelitten haben, bis er so weit kam? Und wie aus einem Munde bricht der Schmerzensschrei hervor: „Armer Tenner!“

„Jetzt nur fort, daß wir ihn noch erwischen, — vielleicht können wir ihn in Sicherheit bringen, eh' ihn die andern finden!“ Und wieder setzen sie sich in Lauffschritt, aber mühsamer und schwerer athmend als vorher.

„Warum seid's denn nit g'fahren von der Wasserscheid' ra?“ fragt Steub.

„Wir haben ja nit könne. Der Wirth hat der Wiltraud 's Fuhrwerk mitgeb'n!“

„O, Unglück und kei' End'! Wenn dös die Wiltraud wüßt!“ jammert Steub, „daß sie schuld an dem Aufenthalt wär'! Jhren Bruder hat i' todt hem'bracht, und da hab' i 's Wagerl stehen lassen und bin bei ihr 'blichen!“ Jesus, wie 's doch oft sein soll —!“ Der rasche Lauf macht jedes Weiterreden unmöglich.

Sie kommen ins Dorf. — Vor der Gendarmeriewachtstube hält das Gefährt der Kochler.

„Jetzt müß'n wir uns theilen — sonst verrathen wir uns. Unregelmäßige Gruppen, je — zwei, drei. In dem Stadel beim Hochbräu kommen wir z'samm'. — Losung: Poschinger.“ Und auseinander stiebt die Schaar im Dunklen, wie eine Rauchwolke zerrint.

Steub nimmt mit noch zweien den Weg nach dem Rathshaus. Bevor er dies erreicht, muß er am neugebauten Pfarrhof vorüber. Der untere Stock ist schon wieder bewohnt, alles ist beleuchtet. Grelles Licht fällt aus den Fenstern und der Hausthür auf eine große Ansammlung von Leuten, die herumstehen, der ganze Platz ist voll Menschen. Alle blicken sich zu einem Gegenstand am Boden herab, — hier muß etwas Schreckliches geschehen sein. — Wie im Traum erreicht Steub die Stelle. — Da liegt Tenner mit zerschmettertem Haupt vor der Thür des Pfarrhofs. Der Schuß, den Wiltraud gehört, — ist ihm mitten durch den Kopf gegangen, das Gewehr liegt neben ihm. Er scheint mit dem Fuß den Hahn abgedrückt zu haben, während er die Mündung gegen die Stirn gerichtet hielt; — das konnte er mit dem einen Arm thun. Am Gut, der nicht weit davon liegt, hat er einen Zettel befestigt, mit den großen Buchstaben beschrieben, die er mit der linken Hand zu machen gelernt, — für jeden lesbar. — Und wenn der Herr Pfarrer sich vom Fenster zurückzieht, dann drängen sich immer wieder Neugierige hin, die im Lichtschimmer der Hausthür das Testament des Todten entziffern.

Es ist an „Herrn Pfarrer Zwäuger“ überschrieben und lautet:

Du hast uns alle ins Elend 'neig'heht —
Ins Zuchthaus, in 'n Tod und am Schindanger z'leht,
Jetzt bi i a Krüpp'l, zum Leben scho z' schlecht,
Zu nit mehr, als grad noch zum Tod'schieß'n recht.
Derweil i ja doch nur in d' Höl'l eini kumm,
Sell bring' i mi gleicherst vor d' e i n e r Thür um!
Und stolperst beim Aufpergeh'n über mei Reich,
Na den' halt, 's war wieder a Habererstreich!“

Es sind freilich nur Habererverse, aber dem armen Mann, der sie gebichtet, waren sie bitterer, furchtbarer Ernst! Der Rugmeister sagt, er habe ihn des öftern mit seiner schwerfälligen Linken daran schreiben sehen — aber nie einen Blick in die Verse thun dürfen, denn der Unglückliche habe sie stets bei sich getragen. Jetzt sind sie offenbar und mit ihnen die ganze stillgetragene Qual eines zerstorten Lebens.

Ein alter Mann mit weißen Haaren kommt auch heran und bückt sich, die Schrift zu entziffern. Es ist der unglückliche Vater des gefallenen Florian Mayer. Er winkt die andern herbei und liest ihnen mit lauter Stimme das unheimliche Vermächtniß des Habermeisters vor. Und alle wiederholen im Kreis die einzelnen Schlagworte; sie gehen von Mund zu Mund; — auch ein Haberfeldtreiben, — ein stilleres — aber gefährlicheres, als die andern, — denn hier treiben die Todten!

Die hohe, hagere Gestalt des Pfarrers wird wieder am Fenster sichtbar. Die Leute weichen schon zurück.

„Warum er 'n nur nit wegthuat, den Bex?“ flüstert eine Frau. „Dös nimmt mi wunder.“

„Dös thät er freilich, wann er köunt! Aber dös ist's ja grad! Vor d' Kommission nit da war, darf 'n niemand anrüh'n!“ bedeutet sie ein Nachbar. „Mit a Stückl, was 'rum liegt. Alles muß bleib'n, wie ma 'u g'funden hat!“

„Jetzt muß er dös alleweil hörn, wie ma den Zettel liest? No, dös ist aber scho an a nit Reich's!“ sagen andere.

„Aber g'fund ist's ihm —“ sagt eine Stimme mit dumpfem Groll. Steub erkennt den Sprecher nicht. Aber plötzlich flüstert ihm der die Habererparole ins Ohr und verlangt die Losung. Jetzt erst sieht er, daß es der Rugmeister ist.

„Poschinger,“ antwortet Steub.

Der Rugmeister winkt ihn aus dem Menschenkneuel

heraus und deutet auf den Todten: „Der ist für uns alle g'storb'n!“

„Dös ist a Lektion für den Pfarrer,“ sagt einer von Steub's Gefährten. „Siehst 'n, wie er sich davondrückt?“

„Ja,“ nickt Steub. „Und er ist sonst nit feig — uns alle, dreihundert Mann, hat er damals beim Treiben nit g'fürcht — da hätt' er am liebsten todtg'schlag'n sei mög'n, daß er recht g'habt hätt' mit sei'm Haß, — aber mit dem Todten da mag er nix z' schaffen hab'n!“

„Doch,“ flüstert der Rugmeister, „den wirft nix! — Er war scho bei ihm und hat 'n ang'schaut — i bin der erst' auf'm Platz g'wesen und hab' alles mit ang'hört. Der Poschinger hat ja noch a paar Minuten g'lebt!“

„Was?“

„Ja!“ Wie der Pfarrer den Schuß g'hört hat, muß er glei raus sei — denn er war schon da, bis i komme bin, weil er näher g'habt hat. Da hat er sich zu 'm niederbeugt und hat g'sagt: „Wer sind Sie?“ und der Poschinger hat g'antwortet: „Tenner heiß' i!“ — „Warum haben Sie das gethan?“ — „s ist nimmer gangen.“ — „Wollen Sie beichten?“ hat der Pfarrer g'fragt. — „I bin a Haberer!“ sagt der drauf. — „Wenn ein Haberer bereut, — kann ich ihn absolviren!“ sagt der Pfarrer. — „Dös kann i nit, — i kann nit bereuen, was i nit für a Sünd' halt!“ — „Nun, dann sterben Sie, wie Sie gelebt haben!“ hat der Pfarrer g'sagt, — ist auf'standen und ins Haus eini. I bin dann glei zum Poschinger hin und hab' 'm helfen wollen. Aber da hat er nur noch 's Kreuz g'macht und mi ag'schaut — nachher ist er verschieden, — da im Arm von sei'm alten Rugmeister, wie a rechter Haberer sterben soll.“

„Schau nur, wie er daliegt, — der schmerzliche Zug im Gesicht — was muß da alles vorganga sein,“ sagen die andern. „Du armer Sünder!“

Da nähert sich ein rascher Schritt. „Tenner, wo ist er, — ist was mit dem Tenner g'schehn? Allmächtiger Gott!“ Gemming hat sich durch die Menge gedrängt und wirft sich bei dem Todten nieder. „Also so hat's mit Dir enden müß'n, Du edler, unglücklicher Freund. Und ich Narr lass' 'n noch fortlaufen von z' Haus, um die Verfolgung aufzuhalten, damit er 'n Vorsprung kriegt! — Das war Dein Vorsprung — in die Ewigkeit 'nüber? Da können sie Dir freilich nicht nach!“

„Herr Gemming, denkt an d' Leut,“ warnt der Rugmeister leise, „uns z'lieb!“

„Schon versammeln sich die Neugierigen um ihn.“

„Ja, ja, Du hast recht!“ stammelt Gemming und erhebt sich. „War die Kommission noch nit da?“

„Sie müß'n bald komme, ma hat 'n Wagen aus's Land g'richt g'schickt, — daß er die Herrn glei mitnimmt.“

Gemming tritt mit den Haberern beiseite: „I war in Koche. I wollt' sehen, ob dem Tenner nit z' helfen wär. Denn die Verhältnisse konnt' er nimmer ertrag'n. Nicht nur das Weib hat ihn gepeinigt, sie hat auch sein Ansehen bei den Kindern so untergraben, daß sie sich alles gegen den Vater erlaubt haben. Ich hätt' sie schon lang todtg'schlagen an seiner Stell' — aber nit nur eins, sondern alle miteinander. Aber er hat's immer in sich hinein g'fressen.“

„Ja, ja, i hab's aa oft denkt,“ sagt der Rugmeister, „wie er dös aushalten mag. Alle Geduld hat doch amal 'n End!“

„Ja, so war's auch!“ erzählt Gemming weiter. „Am Freitag kriegt' ich 'n Brief von ihm, der mich erschreckt hat, ganz wirr und unverstänlich, so daß ich das Gefühl g'habt hab', da ist was nimmer in Ordnung,“ — er deutet auf die Stien. „Ich seh' mich auf und fahr nach Koche, find' ihn wie immer äußerlich ruhig, seh' aber gleich, daß es keine natürliche Ruh' ist, — ganz theilnahmslos war er. Mein Besuch hat ihn nicht g'freut. Er hat nicht g'fragt, wo kommt her, wo gehst hin? — Völlig stumpf! — Auch die Nachricht vom Wirth auf der Wasserscheid, daß der Sebald freig'lassen ist, — hat ihn nicht berührt, — wo er doch sonst voller Interesse war, wenn's die Wiltrand betraf. Also, da war schon das psychische Gleichgewicht gestört und eine Katastrophe unvermeidlich — das Weib roh und gemein, die Kinder total verdorben, besonders der älteste, ein wahrer Schandbub', den 's ganze Dorf schent. Der echte Sohn seiner Mutter! Da konnt' 's ja nicht ausbleiben! Und 's kam noch schneller als ich geglaubt hab'. Am Abend muß der Tenner den Buben auf irgend was Niederträchtigem erwischt haben. Ich sitz' drin in der Stuben und vernehm' plötzlich aus der Küche einen Wortwechsel zwischen Vater und Sohn.“

(Fortsetzung folgt.)

Große Berliner Kunstausstellung.

I.

In einem Berliner Blatte, das sein Publikum in wohlwollenden Worten zum Besuch der diesjährigen Kunstschau in Moabit einlud, war neulich zu lesen: Es ist wahr, diesmal bleiben die Berliner Künstler mehr unter sich, aber wer ihre Säle durchwandert, wird zugeben müssen, daß auch die Berliner „nette Leutenchen“ sind.

Es giebt kaum ein bissigeres Wort, als gerade das, was hier ein Beurtheiler aus seinem grundgütigen Gemüth geschöpft hat. Nette Leutenchen, das ist ein blutiger Hohm im Bereich der Kunst. Nette Leutenchen, das enthält ein Lob so zweifelhafter Natur, daß es gerade der stolz Schaffende von sich weisen muß. Die netten Leutenchen und ihre Bemühungen waren von jeher die Todfeinde des großen Müheß, des großen Könnens.

Es gab in den letzten Jahren kaum eine Ausstellung, die so geringe Anregung gab, wie die jegige. Man fragt sich zunächst: Wozu soll über sie berichtet werden. Das wenige, was an ihr gut ist, das war schon festbewerthet und bekannt. Was soll man aber sonst zu den Werken netter Leutenchen sagen, wenn man sein Amt nicht als das eines trockenen Führers auffassen will, der vom Saal I bis zum Saal 60 zieht und seine langatmigen Sprüche herleierte?

Ganz besonders zaghaft wird man, wenn man den Haupttrakt der Ausstellung, die Mittelsäle, durchwandert. Die den geistigen Kampf nicht lieben, können frohlocken. Ruhig ist es geworden, empörend ruhig. Von allem, was in junger Kunst die Geister geschieden oder auseinander geführt hat, sieht man noch leise Spuren. Das ist aber auch alles. Man hat vom „wüsten Naturalismus“ ein wenig geschlürft, ein wenig hat man mystisch-symbolisirender Richtung nachgegeben. Doch bringt man, was man gelernt, nur in wenig homöopathischer Verdünnung bei. Nette Leutenchen sind gerne vorsichtig. Sie wollen nicht aufreizen, nicht erbittern und den Braven nicht abstoßen; weder durch ein Uebermaß phantastischer Schwärmerei, noch durch ganz besonders eindringliches, herbes Naturstudium.

Wenn man das durchschnittliche Können einer bestimmten Künstlergruppe ins Auge faßt, so müßte man diesmal dem kleinen Karlsruhe den Vorrang geben. Was die Karlsruher aus unferer Ausstellung brachten, hat gerundeten Charakter. Ihre Auswahl ist nicht viel umfassend, aber glücklich. In Karlsruhe hat sich ein still beschauliches und wohlthuendes Schaffen vorbereitet. Es ist nicht groß, das Gebiet, das in Karlsruhe gepflegt wird, seine Künstler sind keine Dränger, keine Stürmer. Sie sind der Mehrzahl nach sinnende Köpfe, die intim-poetischen Reizen der Landschaft nachspüren. Gustav Schönleber, der uns längst wohlvertraut ist, wie Kallmorgen begegnen sich in dem Bestreben, niederdeutsche Landschaft zu studiren. (Schönleber: „Tänmerung in Cuxhaven“, Kallmorgen: „Ebbe bei Hamburg.“) Fest, in ganz besonderer Kraft steht Graf Kalkreuth unter den Karlsruhern da. Er hat vom Naturalismus die strenge Ehrlichkeit bewahrt. Menschen und Landschaft sind mit Wahrheitsliebe angesehen und mit kraftvollem Wirklichkeitsinn dargestellt, so in den Gemälden „Alexander“, „Gänsejunge“, wie in dem Bilde, das die unnötig anspruchsvolle Bezeichnung „Fahrt ins Leben“ führt. Auch Carlos Grethe, der mitunter Sonderlingslaunen und bigarre Einfälle hat, ist mit mehreren Studien, und Bögelberger mit der stimmungreichen „Hoide am See“ vertreten. Die Hauptsache aber bleibt, daß auch der jüngere künstlerische Nachwuchs zu Karlsruhe und Gröningen (bei Karlsruhe) an der Aufgabe festzuhalten scheint, die Landschaft mit schlichter, gemüthlicher Freude aufzusuchen. Das Reich der Karlsruher ist eng, aber sie wirken darin mit liebevoller Verlesung. Von jungen Karlsruhern, die besonders in graphischen Künften, Zeichnungen und Stichen innige poetische Empfindung verrathen, seien Volkmann, Franz Hein, Gustav Kampmann und Heinrich Heyne, der in der Lithographie „Auch eine Krone“ zugleich ironische Neigungen zeigt, hier genannt.

Leider sind die Karlsruher in den Ausstellungsräumen nicht gerade geschickt vertheilt. Sie stellen diesmal die prägnanteste Künstlerschaar dar und man hat ihre Arbeiten in kleine Seitensäle rechts vom Haupteingang gesteckt.

Nächst Karlsruhe hat von deutschen Städten nur Düsseldorf geschlossen die diesjährige Ausstellung beschildet. Auch einer der großen Mittelsäle ist den Düsseldorfern eingeräumt. Gegen das jung aufstrebende Karlsruhe gehalten, zeigt Düsseldorf eine gewisse Altersmüdigkeit in seiner Produktion. Düsseldorf's bedeutendster Maler Eduard v. Gebhardt hat ein Bild: „Die Jünger von Emmaus“ gesandt, das kein volles Zeugniß für die tiefinnige Kraft dieses Künstlers giebt. Was von Andreas und Oswald Achenbach zu sehen ist, wird den Ruhm dieser beiden gerade nicht bereichern. Arthur Kampf hat sich mit einem Kolossalgemälde, „Mit Mann und Ros hat sie der Herr geschlagen“ eingestellt. Es ist eine Historie aus dem Jahre 1812 oder eigentlich ein Genreflück in riesig ausgewachsenen Formen. Trümmer des napoleonischen Heeres erscheinen; die flüchtigen Franzosen kommen auf deutschen Boden und die elenden, zerlumpte, ausgemergelten Gestalten werden mit stummer Scheu betrachtet. So vielen künstlerischen Takt hat Kampf doch besessen, daß er die Geschlagenen nicht noch von Schadenfrohen verhöhnen ließ. Bei aller Kunst, die Gestalten auf beiden Seiten treffend zu individualisiren, entströmt dem Gemälde

dennoch ein frostiges Pathos, wie vor ruhmvollerischer Tendenzmalerei. Von der alten Düsseldorf Anelodischenmalerei sucht sich selbst Klein-Chevalier einigermaßen zu emanzipieren. Ein Genrestück aus dem Spielerleben von Ostende stellt er dar. Es ist wenigstens, wie in Ferdinand Brütt's „Nach bangen Stunden“ der Versuch unternommen, nicht bloß ein spannendes Geschichtchen vorzutragen. Das Genrestück soll zur sozialen Studie sich erweitern. Es geschieht auch mit halbem Gelingen. Der phantasiebegabte Wily Spah wagt sich seine Stellung unter den Düsseldorfer Sezessionisten.

Dresden hat, wie bekannt, in diesem Jahre seine besondere und wirklich internationale Ausstellung. Vor wenig Jahren noch hatte Dresden den niedrigsten Tiefstand in Deutschland erreicht. Das hat sich wesentlich geändert. Es wurde an Haupt und Gliedern in Dresden reformiert. Gottward Kühn, der starke Köhner, wurde als Lehrer nach Dresden berufen; in die Verwaltung der Kunstsammlungen kam ein frischer Zug und, was das wichtigste bleibt, es fanden sich junge, wirklich kunstfreundliche Kräfte ein, die neu zu arbeiten entschlossen waren. Der Dresdener Aufschwung kam natürlich in diesem Sommer nur in Dresden zur Geltung; und so giebt es auch von München nur Einzelproben auf unserer Ausstellung zu sehen. Es ginge nicht an, danach den augenblicklichen Stand der Münchener Kunst messen zu wollen. Nicht planvoll wird da beschied, der Zufall entscheidet. Das Bismarckbildnis von Lenbach ist an dieser Stelle bereits erwähnt worden. Malerisch feiner ist das Porträt des gegenwärtigen Reichskanzlers Hohenlohe, das gleichfalls im Eingangssaal zu sehen ist. Nicht den gleich vollen Lenbach'schen Charakter weist ein Bildnis von Wegas, dem Erbauer des Kaiser Wilhelm-Denkmal's auf. Das sinnigen Landschaftsmaler Benglein, der mit Vorliebe das eigenhümliche Farnthal und die bayerischen Moorflächen belauscht, und Kubierschky haben eine Reihe ihrer Gemälde ausgestellt. Von jüngeren Münchener Künstlern ist Julius Exter, der Wandelbare und Unschmiegsame, mit ein paar charakteristischen Proben „Phantastie“ und „Himmelsfahrt“ da. Viel hat dieser junge, leichtbewegliche Pfälzer im künstlerischen Sinn durchgemacht. Er ist von Extrem zu Extrem gesprungen, bald an die, bald an jene Mode hat er sich leidenschaftlich geklammert. Immer aber war ihm ein Grundzug zur Phantastik eigen. In der jüngsten Zeit hat man sich gewöhnen müssen, Exter ganz ernst zu nehmen. Vor zwei Jahren hat er in München ein Gemälde ausgestellt, das bewies, Exter könne seine Kraft auch konzentrieren. Ob es nun in steter Entwicklung mit ihm aufwärts gehen wird? Velas bleibt seinen „singenden Mufen“, seiner allzu zärtlichen verschwimmenden Phantastik treu. Fleisch-Brümming streift mit seiner „Märtyrerin“ leicht das Sensationelle. Carl Strahmann verharrt in seinen Bildern „Maria“ und „Prinzessen“ energisch bei seinem absonderlichen Malverfahren. Noch sei einiger Münchener in der graphischen Abtheilung, die mehr Charakter hat, als die große Bilderschau, besonders gedacht. Es sind Namen, die durch die „fliegenden Blätter“ populär wurden. Da ist Edmund Harburger mit seinen prächtigen Bauern- und Judentypen. Da ist der lustige Hengeler, René Heimide, der Zeichner von Gesellschaftszenen und der pikante Wähle.

Ganz spärlich, für die Gesamtanstellung kaum von Belang, ist die Theilnahme des Auslandes, wenn man von den Kollektiv-Anstellungen der Spanier Vollegas und Beaulière absieht. Die Italiener schicken manches Stück süßer Marktwaare, so Vinea, Andreotti. Davon hebt sich bereits die Virtuosität Correlli's „Nüchtern von der Weinlese“ sehr günstig ab. Ein erstes Landschaftsbild giebt Petiti-Rom „Campagna“. Von Pariseren findet man nur die Landschaftler Billotte und Zettel, der von Geburt Wiener ist. Von Niederländern hat Courten's-Brüssel ein eindrucksvolles Gemälde „Wölfe des Meeres“. Jan Verhas-Brüssel einige Studien, S. W. Mesdag-Haag ein paar seiner Seelandschaften gesandt. Leon Frédéric-Brüssel, der sonst mannigfach anzusehen war, wird diesmal mit dem Triptychon „Die Arbeit“ kein Für und Wider erregen. Mit einer Anzahl von Originalzeichnungen weiß Jan Beth-Amsterdam Interesse einzulösen. — England und Scandinavien sind fast völlig fern geblieben. Man sieht, an eine Internationalität unserer Kunstschau ist nicht im entferntesten zu denken. Nur Karlsruhe und einzelne Sammel-Ausstellungen, über die demnächst gesprochen werden soll, unterbrechen den lässig-trägen, stumpfen Charakter der diesjährigen für Berlin so wenig ehrenvollen Ausstellung.

Kleines Feuilleton.

Chinesische Literatur. Ein 1200 Bände starkes Universal-sammelwerk aller chinesischen Wissenschaften und Künste ist in der letzten Zeit in sieben oder acht großen Kisten in Berlin eingetroffen und in der Bibliothek des Museums für Völkerkunde aufgestellt worden. Dieses riesige mit Karten und Bildern versehene encyclopädische Sammelwerk trägt den Titel „Ku-Kin-Tsu-Schu-Tse-Tscheng“. (Ku bedeutet einst, Kin jetzt, Thu Karten und Bilder, Schu Bücher und Tsi-Tscheng Sammlung.) Es ist verfaßt von dem chinesischen Gelehrten Chiang-Tsing-Hsi, der es in der 3. Jung-Cheng-Periode im Jahre 1728 n. Chr. Geb., vollendete; doch erschien es wegen der umfangreichen und schwierigen technischen Vorarbeiten erst am Anfang der K'ien-Lung-Periode, die von 1736 bis 1796 währte. Das Riesensammelwerk wurde leider in weniger als 100 Exemplaren hergestellt und diese wenigen Exemplare wurden an Prinzen, Minister und an

wissenschaftliche, künstlerische und technische Mitarbeiter vertheilt. Ein Rest blieb in der kaiserlichen Bibliothek zu Peking, so daß wahrscheinlich von dieser ersten Auflage kein einziges Exemplar ins Ausland gekommen ist. Erst in den letzten Jahren wurde in Shanghai ein Neudruck veranstaltet, und von dieser neuen, unveränderten Auflage hat das hiesige Museum für Völkerkunde ein vollständiges Exemplar bezogen. Das ganze Werk zerfällt in sechs große Abtheilungen: Literatur, Philosophie, Astronomie, Naturkunde, Dekonomie und Industrie; und diese wieder zusammen in 6109 Unterabtheilungen mit 10 000 Abschnitten; und es umfaßt 1200 Bände von je etwa 120—200 oder durchschnittlich 150 Seiten. Nach einer Schätzung des Prof. Dr. Girth in München ist der Text aus über 100 Millionen chinesischen Zeichen zusammengesetzt. Ein Einblick in das Werk zeigt, daß jede Abtheilung mit zahlreichen Abbildungen und Karten nach Holzschnitten versehen ist, sodaß man sich nach eigener Anschauung eine Vorstellung von der gesammten uralten chinesischen Kultur machen kann. Das riesige Werk kostete in Shanghai nach unserem Gelde nur 1200 Mark, und es wird wohl bald in den meisten großen Staats- und Privatbibliotheken zu sehen sein, da es auch für jeden, der nicht chinesisch versteht, wegen seines großen Bilderschnmudes viel Interesse erweckt. Für den Gelehrten aber, der sich mit China beschäftigt, ist es ein fast unentbehrliches Hilfsmittel.

Theater.

— Viel auf einen Dieb. Georg Hirschfeld, der Verfasser des von der „Freien Volksbühne“ aufgeführten Schauspiels „Die Mütter“, hat ein neues Drama „Agnes Jordan“ geschrieben, das vom hiesigen „Deutschen Theater“ wie vom Wiener Burgtheater angenommen worden ist. Ueber den Inhalt giebt ein Montagsblatt folgendes an: „Das Drama“, in dem fast alle Mitglieder des Deutschen Theaters beschäftigt sein werden, enthält 25 Rollen. Es behandelt das ganze Leben einer Frau. Agnes Jordan tritt im ersten Akt als junges, blühendes Mädchen vor den Zuschauer. Wir sehen sie im weiteren Verlaufe des Werkes als gereifte Frau und Mutter erwachsener Töchter. Erst die Aufführung wird den Nachweis bringen, ob dem Verfasser die dichterische Darstellung einer Metamorphose gelungen ist, die für die Bühne nicht ungefährlich erscheint. Ursprünglich sollte die Dichtung den Titel „Das Leben einer Frau“ führen.

— Ostendtheater. Draußen im dichtbesetzten Garten versäugte man sich am linden Sonntag-Nachmittag an den mannigfachen Künsten der Spezialitätenbühne. Auch ins Theater hatte sich dem schönen Wetter zum Trost Publikum hinein verirrt, aber allzu viele waren der Muthigen nicht, die bei dem neuen Schwanke „De Casafusu“ ausharrten. Das Stück ist auseinander aus dem Französischen überfetzt und bringt im tollen Durcheinander eine bunte Reihe komischer Bilder. Das heißt, wenn es flott gespielt wird. Nicht allzu sehr ist das Künstlerpersonal des Ostendtheaters auf derartige Dinge eingeübt, und daher wirkten die vielen Verlegenheiten, die dem hasenfüßigen Rechtsanwalt durch den Argwohn der vertrackten Schwiegermutter bereitet werden, ein bißchen unwahrscheinlich und widerspruchsvoll. Man verstand eben nicht völlig die Kunst, so ausgelassen zu sein, daß das Publikum gar nicht erst zur Befinnung kommen konnte. Immerhin suchten einige der Mitwirkenden auch der neuen, ungewohnten Aufgabe gerecht zu werden; wir nennen da vor allem Herrn Heckmann, der die Titelrolle mit Eleganz gab, und die Damen Pauli, Ulrich und Vid. Nach Beendigung des Schwanke das alte Liederspiel „Die Zillerthaler“ recht hübsch aufgeführt.

— Das Volkstheater in der Reichenbergerstraße hat am Sonnabend seine Sommersaison eröffnet. Fortan sollen bei günstigen Wetter im Garten Konzerte abgehalten werden, während man auf der Bühne frohen Muthes voll jeder Temperatur trocken und die vom Glück begünstigte Arbeit der Auffrischung älterer Volkspoffen fortsetzen will. Die zweite Serie begann mit dem von Pohl und Wilken verfaßten Volksstück „Auf eigenen Füßen“. Sein Held ist ein junger Lusticus, der als Heidelberger Student frühlich darauf losgeht. Der alte Erbonkel bezahlt ja alles, und wenn der Knasterbart erst stirbt, dann ist der einzige Erbe völlig aus dem Drud. Aber die Sache kommt anders. Das Testament ist mit so vielen Verlausulirungen versehen, daß dem Bruder Studio nach langen Irrfahrten nichts übrig bleibt, als ein ordentlicher Mensch zu werden, der auf eigenen Füßen stehen kann. Erst nachdem ihm dies gelungen, fallen ihm mit einer anmuthigen Braut auch die Hunderttausende in den Schooß. Das Stück biegt mancherlei Episoden, aus denen ein geschickter Regisseur mit Hilfe freundwilliger Künstler schon etwas Rechtes machen kann. Und man muß gestehen, daß am Sonnabend jedermann seine Pflicht that, so daß eine Vorstellung zu stunde kam, die aller Ehren werth. Anmuthvoll waren die Damen Grigo und Soden; mit unverwundlicher Komik spielten die Herren Winler, Brodet, Kettner, Konrad und Reif, und der Held des Stückes fand in Herrn Arno einen eleganten Vertreter. Da Orchester und Dekorationsmaler gleichfalls ihr Bestes gethan hatten, so war das Stück in dem gutbesuchten Hause einer beifälligen Aufnahme sicher.

— In Paris hat das Berliner Philharmonische Orchester mit einigen Konzerten ganz bedeutende Erfolge errungen. Der Dirigent Nikisch wurde bei dem Abschiedskonzert am Sonntag über-schwenglich geehrt.

Physiologisches.

— Ueber die schädliche Wirkung der Röntgen'schen Strahlen liegt noch einiges neue Material vor, das unbedingt von Interesse ist. Es geht daraus hervor, daß immerhin für gewisse Personen eine triftige Veranlassung vorhanden ist, eine andauernde Berührung mit diesen Strahlen zu vermeiden. Sorel hat neulich der Pariser Akademie über einige Fälle von ziemlich ernster Erkrankung durch die Einwirkung Röntgen'scher Strahlen berichtet. Der eine davon bezieht sich auf ein 16jähriges Mädchen, das am 29. September vorigen Jahres Gegenstand einer Untersuchung mit diesen Strahlen war. Als Stromgeber diente eine Induktionsrolle, welche 10 Zentimeter lange Funken lieferte, die Röhre wurde in der Gegend des Unterleibes nur ein Zentimeter von der Haut angefaßt, von dieser durch ein dünnes Celluloidblatt getrennt. Die Exposition dauerte mit Unterbrechungen Dreiviertelstunden, die Pausen abgerechnet nur 20 Minuten. 6 Tage später zeigte sich an der den Strahlen ausgesetzt gewesenen Stelle ein rother Fleck von 6 Zentimetern Durchmesser mit einem weißen Punkte in der Mitte, der bei einer Berührung einen leichten Schmerz verursachte. Weitere acht Tage später traten starke Schmerzen ein, und es erfolgte einen Monat lang eine ziemlich reichliche Eiterung. Unterdessen trat eine Wunde derselben Art, aber etwas kleiner am Fuß etwas unterhalb des Knöchels auf. Diese Wunde war so schmerzhaft, daß sie absolute Ruhe erforderte und vernarbte nach Verlauf eines Monats. Die Wunde am Unterleibe zeigte am 12. November nur noch einen Durchmesser von 2 Zentimetern, den des ursprünglichen weißen Fleckes, sie hatte zu eitern aufgehört und einen Schorf gebildet, blieb jedoch sehr schmerzhaft. Ende November, nachdem also bereits zwei Monate vergangen waren, wurden die Schmerzen ganz unerträglich, so daß Tag und Nacht Balsaminumschläge mit Juthaten von Cocciu angewandt werden mußten. Das Mädchen war von kräftigem Körper, aber sehr nervös, jedenfalls ist die Nervosität eine erhebliche Prädisposition für eine schädliche Wirkung der Strahlen, da bei Personen mit gesunden Nerven eine vier bis fünfmal längere Bestrahlung mehrere Tage hintereinander vorgenommen werden konnte, ohne daß ähnliche Folgen eintraten. Bei einer anderen Gelegenheit erhielt ein neunjähriges Mädchen, dessen Backen und Schenkel mit Hilfe der Strahlen untersucht worden, einen rothen Fleck auf dem Schenkel. Die Haut löste sich ab, es bildete sich aber kein Schorf, obgleich die Röhre ganz ebenso angewandt worden war, wie bei jenem Versuche, allerdings in etwas weiterem Abstände von dem Körper. Es ist noch zu erwähnen, daß der Schmerz in jenem ersten Falle der einer schweren Brandwunde war. Der bekannte Physiologe Lannelongue fügte dem Bericht die Bemerkung bei, daß er eine gleiche Wirkung von den chemischen Strahlen der Sonne an Kindern beobachtet habe, die an einem heißen Tage in einem vor den direkten Strahlen der Sonne geschützten Hofe spielten und ähnliche Wunden an den Händen und am Gesicht erhielten. Von Bedeutung ist ferner noch das Zeugniß des englischen Physikers Crookes, einer der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, der in einer Zuschrift an die Pariser Akademie die Beobachtung von Sorel bestätigte, zugleich aber auch darin mit jenem übereinstimmt, daß die Wirkung der Strahlen bei verschiedenen Personen eine verschiedene sei, er selbst habe z. B. niemals eine schädliche Wirkung der Strahlen auf seinen Körper verspürt, obgleich er wohl mehr mit denselben zu thun gehabt habe, als irgend ein anderer Mensch. —

Erziehung und Unterricht.

— Die Gräfin Wilma Hugonay, Gemahlin des Rectors des Budapester Polytechnikums Dr. Vinzenz Wartha, eine ältere Dame, die bereits in der Schweiz und Deutschland das Doctorat abgelegt hat, wurde am 14. Mai d. J. als erste weibliche Aertzin in Ungarn promovirt. —

Technisches.

— In drei Tagen über den Atlantischen Ozean. Nach einer Nachricht in der französischen Fachzeitschrift „L'Electricien“ hat ein Amerikaner Richard Plainton ein Schiff konstruirt, dessen Modell in Providence in den Vereinigten Staaten zu sehen ist und das seiner Konstruktion nach an Geschwindigkeit alle bisherigen Leistungen weit übertreffen soll. Der Erfinder selbst rechnet darauf, die fabelhafte Geschwindigkeit von 40 Knoten stündlich zu erreichen, mit welcher ein solches Schiff die Reise über den Atlantischen Ozean in 3 Tagen vollendet würde. Das Schiff soll 60 Meter Länge erhalten und wird sich äußerlich in nichts von anderen Schiffen unterscheiden. Die Aermung besteht in erster Linie in der ansiebigen Anwendung der Elektrizität, welche dazu verwandt wird, 14 Schiffschrauben zu treiben, ferner in den dadurch nothwendigen und möglichen Aenderungen in der Maschinerie. Die vierzehn Schiffschrauben werden folgendermaßen angebracht: 8 hinten, in der gewöhnlichen Weise wirkend, 6 vorne drehen sich in umgekehrtem Sinne wie die Propeller und sind dazu bestimmt, auf das Schiff einen Zug nach vorn auszuüben. Zu jeder Seite des Schiffes werden also insgesammt sieben Schrauben thätig sein. Die Triebkraft des Dampfes ist nach der Ansicht des Erfinders gegenwärtig bereits in dem äußerst möglichen Grade ausgenutzt und kann eine größere Geschwindigkeit als höchstens

15—21 Knoten nicht erzeugen. Weitere Fortschritte seien daher der Elektrizität vorbehalten. Besondere wird noch darauf hingewiesen, daß es eine ewige Klage der Marineminister sei, daß in den Kriegsschiffen zu wenig Platz für die Unterbringung der Mannschaft, der Bewaffnung, der Kohlen- und Lebensvorräthe bleibe, da die nothwendige Maschinerie einen zu großen Raum für sich in Anspruch nehme. Dazu kommen noch als weitere Unannehmlichkeiten des Dampfbetriebes: die Hitze der Dampfessel, die fortgesetzte Erschütterung durch die Pumpen und die schrecklichen Stöße, die das ganze Schiff erleidet, wenn die Schiffschraube einmal außer Wasser kommt. Die neuen elektrischen Motoren würden diese Nachteile sämtlich beseitigen. An stelle der riesigen Schrauben, die bis zu 1600 Zentner wiegen, treten 14 oder sogar 16 kleinere, die längs den Seiten des Schiffes angebracht werden, und außerdem noch 2 von einem besonderen Typus ganz hinten. Jede Schraube ist eine Maschine für sich, wenn eine oder ein paar beschädigt werden, so bleiben die übrigen zum Betriebe verfügbar. Die Drähte, welche den elektrischen Strom den Schrauben zuführen, führen zu einer Tafel, von der aus eine Person mittels Commutatoren die Schrauben einzeln oder zusammen in Bewegung bezw. in Ruhe setzen kann. Die Maschinerie zur Erzeugung des nothwendigen Dampfes für den Betrieb der Dynamos wird einen verhältnißmäßig kleinen Raum einnehmen. Die elektrische Kraft wird durch Drähte von den Dynamos direkt zur Schraube geleitet. Gegenwärtig macht eine durch Dampfkraft bewegte Schiffschraube 136—156 Umdrehungen in der Minute. Man kann fast sagen, daß für einen durch Elektrizität betriebenen Propeller die Geschwindigkeit unbegrenzt ist. Man hat mit solchen Motoren 1600 und mehr Umdrehungen in der Minute erreicht, in der Praxis dürfte man auf 650—800 Umdrehungen rechnen. —

Vermischtes vom Tage.

— Ein Hohenzollern-Schauspiel, das vom deutschen Kaiser Wilhelm II. inspirirt sein soll, ist am Sonntag in Wiesbaden aufgeführt worden. Es heißt „Der Burggraf“. Als Verfasser wird ein Herr Joseph Lauff genannt. Der Kaiser wohnte nicht allein der Aufführung, sondern auch der Generalprobe bei, und begab sich am Sonntag Nachmittags nochmals in das Theater, um die letzten Vorbereitungen in Augenschein zu nehmen. —

— Meyer's und Brockhaus' Lexika sollen vereint werden. Die Firma F. A. Brockhaus hat, wie gemeldet wird, dem Bibliographischen Institut für seinen Meyer eine kolossale Summe geboten und beabsichtigt, beide Konversationslexika in Zukunft nur noch in einer Ausgabe herauskommen zu lassen. —

— In Görlitz hat sich letzte Nacht der Rechtsanwalt Weise aus unbekanntem Gründen erschossen. —

— Franz Wirth, ein Führer der Friedensbewegung (Patentanwalt in Frankfurt a. M.), ist im Alter von 71 Jahren gestorben. —

— Der Geh. Kommerzienrath Baare ist in Bochum im Alter von 76 Jahren an Altersschwäche gestorben. Baare war bis vor zwei Jahren Generaldirektor des Bochumer Vereins. Die „gestickten Schienen“ haben den Mann in aller Welt bekannt gemacht. —

— Im Zuchthause von Dartmoor starb in dieser Woche der Einbrecher David Griffin. Von den 56 Jahren seines Lebens hat er 46 Jahre im Gefängniß zugebracht. Von Geburt war Griffin ein Irlander. Griffin soll der Erfinder der Geberdensprache der englischen Sträflinge sein. —

— Unwetter. Aus Budweis meldet man, daß infolge anhaltender Regengüsse eingetretene Hochwasser richtete hier vielfachen Schaden an, es drang in die niedriger gelegenen Häuser der Bahnhofstraße und überfluthete auch den Bahnhof. Auf der Linie Budweis-Binz fand ein Dammbruch statt, infolgedessen der Güterverkehr auf dieser Strecke eingestellt werden mußte, während der Personenverkehr aufrecht erhalten wird. Das Hochwasser ist noch im Steigen begriffen. —

— Der Spruch des Schiedsgerichts über die Lippesche Thronfolge soll, wie aus Detmold gemeldet wird, bestimmt am 21. Juni gefällt werden. Das Schiedsgericht unter dem Vorsitz des Königs von Sachsen werde an diesem Tage zu dem bezeichnenden Zwecke im königlichen Schlosse zu Dresden zusammentreten. —

— Eine allgemeine Kunst- und Industrie-Ausstellung ist am 15. d. M. in Stockholm eröffnet worden. —

— Ueber ein Eisenbahnunglück wird aus Jekaterinobslaw (Rußland) berichtet: Unweit des hiesigen Bahnhofes fand ein Zusammenstoß eines Güterzuges mit einem Arbeiterzuge statt. Sieben Waggons wurden zertrümmert; ein Arbeiter wurde getödtet. Der Maschinist, zwei Schaffner und zwei Arbeiter erlitten Verletzungen. —

— Ein werthvoller Schweinemagen. Dem „British Medical Journal“ wird von seinem Pariser Korrespondenten das Kuriosum gemeldet, daß man neulich in dem Magen eines Schweines, welches unmittelbar, nachdem es auf dem Markte gekauft war, geschlachtet wurde, zwei 100 Franknoten, in einer Metallscheide eingeschlossen, fand. Die Banknoten waren in einem vollkommen reinlichen Zustande und nur das sie einschließende Metall war durch den Magensaft schwach oxydirt. —